

Wenn Lesben und Schwule leibliche Kinder aufziehen

Musterfamilie in Brugg

Von Barbara Lukesch

Wenn das keine Musterfamilie ist: zwei Kinder (ein Mädchen, ein Knabe), zwei Katzen, ein Hund, eine Vierzimmerwohnung in einem Block im aargauischen Brugg, Susi Spicher, 35jährige Hausfrau und Mutter, mehrheitlich daheim und ihr Mann, pardon, ihre Frau, erwerbstätig und für den Unterhalt der Familie zuständig.

Die Musterfamilie ist eine Lesbenfamilie. Auch wenn sie sich heute so normal, ja, geradezu bünzlig präsentiert, gingen ihrer Gründung jahrelange Kämpfe und Ängste voraus. Denn anders als die meisten lesbischen Mütter, deren Kinder einer heterosexuellen Vergangenheit entstammen, wollte Susi Spicher ein Kind, obwohl sie nicht im

Skepsis 77 / 183

Soll eine Lesbe Mutter werden? Soll ein Schwuler Vater werden? Die Frage entzweit nicht nur die Heterosexuellen. Auch in homosexuellen Kreisen wird der Wunsch nach einem eigenen Kind mit Skepsis aufgenommen: Rückschritt? Schwul-lesbische Midlife-crisis? Oder einfach ein Stück «Normalität»?

Traum daran dachte, mit einem Mann sexuell zu verkehren.

Eine lesbische Mutter? Da schüttelt nicht nur der Spieser den Kopf und schreit: «Widernatürlich.» Da glaubt der Grossteil der Gesellschaft, das schliesse sich aus, sei paradox wie der «schwarze Schimmel», das eine gehöre nicht zum anderen. Denn – so vorurteilen viele – wie will denn «das Mann-Weib Lesbe» ausgerechnet der weiblichsten aller Frauenrollen, derjenigen der Mutter, genügen?

Abgelehnt – hiess und heisst es allerdings auch in Teilen der Lesbenszene. Der Mutterrolle, dem Inbegriff von Frauenunterdrückung, wird bewusst die kinderlose Frau gegenübergestellt, die unabhängige, freie, kreative, deren Blick auf andere Lebensentwürfe zielt.

Susi Spicher, selbst einmal Teil dieser Szene, kannte die Argumente. Allein – ihr Wunsch nach einem Kind war stärker, und so war sie nicht länger zu beeindrucken von den warnenden Worten ihrer lesbischen

«Schwestern». Sie wollte ein Kind – um nahezu jeden Preis.

Ablehnende Reaktionen, die ihr in der Folge wirklich zusetzten, waren jene von Behörden und Ärzten. An Adoption – das merkte sie bald – war nicht zu denken, da sie theoretisch zwar auch Einzelpersonen offensteht, in der Praxis aber Ehepaaren vorbehalten ist. So blieb also nur das leibliche Kind.

GV mit einem Mann lehnten sie und ihre Freundin nach wie vor ab. Die Befruchtung mit Samen eines ihnen unbekanntes Sponsors scheiterte an den Medizinerinnen, die einem jungen Frauenpaar das Eltern Glück vorenthielten. Als die Unentwegten gar zu einem Spezialisten nach München reisten, um sich je einmal für insgesamt 3500 DM inseminieren zu lassen, machten ihnen Stress und Ruppigkeit des behandelnden Arztes («Tun Sie doch nicht so. Das tut doch nicht weh») einen Strich durch die Rechnung.

Nach dieser Roskur nahmen sie das Heft in die eigenen Hände. «Selbst ist die Frau», sagten sich die beiden Psychiatriehilfsschwesterinnen, und mit Hilfe von Bekannten, die freundlicherweise ihr Ejakulat zur Verfügung stellten, und Plastikspritzen kamen die Frauen nach alles in allem sechs Jahren schliesslich zum Ziel: Susi Spicher war schwanger, und Letizia Anceschi verkündigte freudestrahlend am Arbeitsplatz: «Ich werde Mutter.»

Die Umgebung des stets als lesbisch auftretenden Paares reagierte mit gemischten Gefühlen. Fragen kamen, interessierte, aber auch andere. «Was macht ihr denn, wenn es ein Knabe wird? «Zum Fenster hinauswerfen», antworteten sie je länger, je ungehaltener.

Als Salome 1989 das Licht der Welt erblickte, freuten sich ihre Mütter riesig über das Wunsch-Mädchen. Ärztinnen, Hebammen, das Personal des Spitals verhielten sich liebenswürdig und wohlwollend gegenüber dem ungewöhnlichen Elternpaar. Letizia Anceschi bekam von ihrem Arbeitgeber anstandslos die volle Kinder- und Familienzulage. Lichtblicke, die Hoffnung machten.

Im Wohnquartier allerdings spürte Susi Spicher «eine gewisse Zurrückhaltung» ihr gegenüber, wenn sie mit dem Kinderwagen auf dem Spielplatz erschien: «Ich bin überzeugt, wenn ich eine Hetero-Frau gewesen wäre, hätte ich schneller in dieser Mütterwelt Fuss gefasst.»

Salome wuchs trotzdem und gedieh prächtig. Susi S. und Letizia A. gerieten in die Krise, die jedes frischgebackene Elternpaar durchläuft. Susi stillte, Leti fühlte sich ausgeschlossen, vermisste die uneingeschränkte Aufmerksamkeit, die ihr während der vergangenen acht Jahre zuteil geworden war. Die Rollenverteilung der beiden Frauen geriet traditionell: Die eine, die

sich selbst als die «mütterlichere» bezeichnet, konzentrierte sich ganz auf das Kind, die andere blieb ausserhäuslich tätig und war nie ganz bereit, sich aufs Hegeln und Pflegen des Nachwuchses einzulassen.

Inzwischen ist Dimitri, 14 Monate alt und auf gleiche Art entstanden, zur Familie gestossen. Sein Grossvater hält es zur Zeit für seine vornehmste Pflicht, dem männlichen Enkel männliche Bezugsperson zu sein. Susi Spicher tastet sich an den Umgang mit einem Knaben heran; sie habe keine Mühe mit seinem Geschlecht, sei überzeugt davon, auch in die Betreuung eines Sohnes nach und nach hineinzuwachsen.

Die Musterfamilie ist (beinahe) perfekt. Die Mutter strickt Pulswärmer und Kinderpullover, denkt ökologisch und benutzt Stoffwindeln. Gelassen hat sie es zur Kenntnis genommen, dass ausgerechnet an Weihnachten, dem Fest der jungfräulich gebärenden Maria (sic!), ihre Verwandten der Lesbenfamilie die Tür wiesen.

Die Familien sind es denn auch, die in der Regel am meisten mit dem Bruch der Konventionen zu kämpfen haben. Als Monika P., ursprünglich mit einem Arzt verheiratete Vorzeigtochter, plötzlich die Liebe zu einer Frau entdeckte und innerhalb dieser Beziehung dann auch noch ein Kind plante, gingen ihre Eltern irritiert auf Distanz.

Der – dank Sexualverkehr mit einem guten Freund gezeugte – Sohn geriet unter «kleinen Prinzen», der leibliche Mutter und sogenannte Co-Mutter in Atem hielt. Das grösste Problem von Monika P. in jener Zeit war ihr schlechtes Gewissen gegenüber ihrer Partnerin, die eigentlich kein Kind gewollt hatte. Durfte sie sie trotzdem mit Forderungen nach Kinderbetreuung belasten? «Hätte ich mit dem Vater des Kindes zusammengelebt, hätte ich ihn sicher viel ungenierter um zusätzliche Mitarbeit gebeten.» Heute ist die Architektin – zur Freude ihrer Eltern – wieder verheiratet und hat einen weiteren Sohn geboren.

Sorgen machen sich die andern

Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, werden vielfach als «arme Geschöpfe» angesehen, vaterlose Wesen, die bereits im Kindergarten dem Gespött der Gspänli ausgesetzt sein werden, nicht in der Lage, eine intakte Identität zu entwickeln. Monika P. gibt tatsächlich auch zu bedenken, dass sie den Kinderwunsch lesbischer Frauen für egoistisch hält, und plädiert für den regelmässigen Kontakt zu männlichen Bezugspersonen. Doch sie sagt auch: «Lieber zwei anwesende Frauen als eine überforderte Mutter und einen abwesenden Vater.»

X 1

Sorgen um die sexuelle Entwicklung dieser Kleinen – «Ja, wird nun aus Salome eine Lesbe?» – machen sich vor allem die anderen. Susi Spicher: «Salome wird zwar von zwei Lesben aufgezogen, aber ihre Umgebung ist mehrheitlich heterosexuell.» Die Chance, dass sie eines Tages Männer liebe, sei wesentlich grösser – und auch das wäre gut so: «Ich habe nicht den Wunsch, dass sie lesbisch wird.»

Christoph Vogel, 29-jähriger schwuler Vater, der mit seiner siebenjährigen Tochter Toyah zusammenlebt, ist überzeugt, dass Toyah dank ihrer familiären Erfahrungen eines Tages «freier wählen können wird, ob sie Männer- oder Frauenbeziehungen will.» Nur ergänzt er, der häufig Opfer schwulenfeindlicher Anpöbeleien und Diskriminierungen wird: «Ich wünsche ihr nicht, dass sie lesbisch wird, denn der gesellschaftliche Druck, der auf Homosexuellen lastet, ist nach wie vor enorm.»

Er glaubt denn auch, dass Toyah aus einem unbewussten Schutzbedürfnis heraus ihren Freundinnen und Freunden nichts über die Lebensform ihres Vaters erzählt. «Ich kann mir gut vorstellen», sagt dieser, «dass sonst giftige Reaktionen kämen.»

Im geschützten Rahmen ihres Zuhauses, das sie mit einer alleinerziehenden Mutter und deren gleichaltrigen Mädchen teilen, ist es für Toyah allerdings ganz normal, dass Frank bei Christoph im Bett schläft und auch mit ihnen in die Ferien reist. Als sie ihren Vater dennoch einmal mahnte, er müsse nun endlich mal eine Frau haben, nahm sie mit überzeugtem «Aha» zur Kenntnis, dass dieser Männer liebt.

Kinder, die erst im Laufe der Pubertät oder später von der Liebe eines Elternteils zum gleichen Geschlecht erfahren, verdauen das Abweichen von der Norm nicht immer so leicht. Da tauchen bisweilen Irritationen ja Aggressionen, vielleicht auch Ängste um die eigene, noch ungefestigte sexuelle Identität auf, wenn sie hören: «Mutter schläft mit einer Frau. Vater hat Sex mit einem Mann.»

Christoph Vogel wollte immer schon Kinder haben und gehört damit zu der durchaus beträchtlichen Gruppe von homosexuellen Männern mit starkem Kinderwunsch, die der Frankfurter Sexualwissenschaftler Martin Danneker in einer Studie ausgemacht hat. Als Toyah im Rahmen einer Hetero-Beziehung auf die Welt kam, war seine Freude gross. Bei der Trennung von seiner Freundin war allen Beteiligten klar, dass das Kind bei ihm wohnen wird.

Doch innerhalb der Schwulenszene, wo der junge Vater die Ausnahme darstellt, stösst er immer wieder auf gemischte Reaktionen: «Von Ekel: «Äh, wie grusig, du hast mit einer Frau geschlafen», über Schock, Verunsicherung bis hin zur Begeisterung: «Ist die süss, treffe ich auf alle Varianten.» Seinem jetzigen Boyfriend sei Toyah «total gut eingefahren», und trotzdem hält Christoph Vogel grosse Stücke auf Distanz und getrennte Welten: «Ich lebe mein Leben mit Toyah und mein Nachtleben ohne sie.» Er wolle ihr – angesichts häufiger Partnerwechsel – die Trennung nicht jedesmal noch schwerer machen.

Schwule Väter – lesbische Mütter. Während das Thema in der Schweiz noch Seltenheitswert hat, wurde und wird es im Ausland intensiv diskutiert. Im kalifornischen Oakland existiert bereits eine feministische Samenbank; in Grossbritannien suchen Lesben via Szenenzeitsungen wie dem «Pink Paper» regelmässig und in stattlicher Zahl Samenspender: Schwarze, «hundertprozentig Gesunde», HIV-Getestete, solche, die miterziehen, und andere, die sich, bitte schön, nicht einzumischen wünschen. Dänemark hatte bereits einen ersten Schock zu verdauen: Nachdem Lesben jahrelang im Rahmen eines Selbsthilfeprojekts mit Samen von zwölf schwulen Männern befruchtet worden waren, erfuhren sie 1985, dass einer der Spender an Aids erkrankt war. Nach bangen Monaten des Wartens stellte sich heraus, dass keine Frau und kein Kind infiziert worden war. Das Projekt wurde beendet.

Bahn frei also für die Gen- und Reproduktionstechnologie, die Befruchtungspraktiken ohne heterosexuellen Akt forciert und damit geradezu auf lesbische Frauen zugeschnitten scheint? Viele Lesben stehen ablehnend gegenüber den «menschen- und frauenverachtenden Techniken», denen sie dank eigenem Gebrauch nicht zusätzliche Akzeptanz verschaffen wollen. Sie befürchten, dass bei der Auswahl der Samenspender «eugenisches Gedankengut» auch in ihren Reihen Verbreitung findet.

Viele beobachten den Trend hin zur neuen Mütterlichkeit ganz generell mit Skepsis. «Rückschritt», warnen sie. «Schwules lesbische Midlife-crisis», fragen sie, «nachdem Karriere gemacht, Reisen unternommen und die Versuche mit Hobbys und Haustieren gescheitert sind und nun ein Kind das Loch stopfen soll?» Oder schlicht und einfach der Wunsch nach einem Stück sogenannter «Normalität» in Form eines Kindes im immer noch aufreibenden Anderssein des Lesbenalltags?

Legitime Bedürfnisse, attestieren die Kritikerinnen. Aber statt sich den Männern und männlichen Medizinerinnen auszuliefern, solle frau doch regelmässig Kinder von Freunden und Freundinnen betreuen oder endlich auf die Barrikaden gehen für einen liberaleren Umgang mit Adoptions- und Pflegekindern.

Monika P. schüttelt den Kopf: «Alles recht, aber ich wollte ein leibliches Kind, ich wollte die Schwangerschaft, die Geburt und das Stillen selber erleben.» □

2